



Helga
Hammer

Durch
alle Zeiten

Roman



Lied aus dem Spanischen

Gestern liebt ich,
Heute leid ich,
Morgen sterb ich:
Dennoch denk ich
Heut und morgen
Gern an gestern.

Søren Aabye Kierkegaard – 1813–1855

1 Mitten in der Nacht kamen unerwartet die Wehen. Elisabeth erschrak über die Heftigkeit der Schmerzen, die ihren Körper zusammenzogen, ihr kaum Zeit ließen, nach Luft zu ringen. Mit den Schmerzen kam die Angst. Sie keuchte, sie wand sich, es gab keine Pausen, keine Ohnmacht, sie hievte ihren vor Qual gekrümmten Körper aus dem Bett, presste die Hände auf den Bauch, spürte, wie Wasser ihre Schenkel hinunterlief. Sie ergriff ein Handtuch, klemmte es zwischen die Beine, drückte eine Hand auf den Mund, der um Hilfe schreien wollte.

Sie versuchte, ohne ein Geräusch zu machen, die hölzerne Stiege hinunterzusteigen. Zitternd vor Kälte drückte sie auf den Lichtschalter, doch es blieb so dunkel wie in einem Sarg. Vorsichtig setzte sie Fuß um Fuß, klammerte sich ans Geländer, hörte den Sturm heulen, das Klirren der gerüttelten Scheiben.

Sie tastete sich durch die Küche, wusste, dass dicht neben dem Herd, zusammengerollt auf einer Matratze, die Magd schlief. Elisabeth stieß das Mädchen mit dem Fuß an, und Gerhild erschrak, schlug heftig um sich, beruhigte sich erst, als sie die Stimme ihrer Herrin hörte.

»Mach Licht, Gerhild, du musst die Hebamme rufen, das Kind kommt!«

Es gab kein Licht, das Telefon war tot, der Sturm jagte mit heftigen Stößen um das Gehöft. Mit zitternden Fingern zündete das Mädchen eine Gaslaterne an und starrte Elisabeth entsetzt an. Die schien wie erstarrt, das Moltonnachthemd wallte um ihren Körper, den Kopf hatte sie in den Nacken geworfen, die pechschwarzen Haare fielen ihr über den Rücken, ihr Madonnengesicht war von Martern gezeichnet.

»Du musst zum Niklas gehen, der ist uns am nächsten – wenn er Viecher auf die Welt bringen kann, dann kann er auch mir helfen.« Sie stöhnte, ächzte die Worte aus ihrem Mund in einer kurzen Pause, die die Wehen ihr ließen.

Gerhild lief zum Fenster, blickte in die Dunkelheit, sah eine dichte weiße Wüste vor sich. »Herrin, Sie dürfen mich nicht hinausschicken, der Schnee liegt einen halben Meter hoch, wir müssen warten, bis der Herr wieder da ist.«

»Da kannst du lang warten – glaubst du, dass er sich bei dem Wetter auf den Weg gemacht hat?«

Der Josef, ihr Mann, war um ein Uhr mittags aufgebrochen nach Filzmoos, einem Dorf, das über zwanzig Kilometer entfernt lag. Zu Fuß, wo er sich mit seinen Kumpanen zum Kartenspielen und Saufen traf.

Elisabeth fiel auf die Knie, umklammerte ihren Leib, stieß heulende Laute aus.

Gerhild begriff, dass sie schnell handeln musste. Sie verummte sich, stieg in die stinkenden Hosen und die viel zu großen Stiefel ihres Herrn. Zuletzt schlang sie sich einen Lodenumhang mit Kapuze um den Körper.

»Nimm die Gaslaterne mit, und pass auf, dass du nicht in die Schlucht fällst; ich will beten, dass du lebend ankommst.«

Dem Mädchen sträubten sich die Haare, als Elisabeth anfang, zwischen ihren Schreien ein Gebet zu murmeln. Sie öffnete die klobige Haustür und versank bis an die Knie im Schnee. Der fiel unaufhörlich, erstickte jedes Geräusch. Stoisch stapfte Gerhild die vielen Serpentin, deren Windungen sie nur erahnen konnte, ins Tal hinunter. Die Stille war unheimlich, unter der Vermummung wurde ihr heiß. Ihr Herz schlug aufsässig, sie war jung,

ihr Körper kräftig, ihre Beine bewegten sich von allein, und sie würden sich weiterbewegen, bis ihr Herz versagte.

Als sie das Holzhaus des Tierarztes erreichte, war Gerhild schweißüberströmt, durchnässt und gleichzeitig halb erfroren. Mit letzter Kraft bahnte sie sich einen Weg bis zur Haustür und hieb mit den Fäusten darauf. Es dauerte lange, bis sie den Tierarzt aus dem Bett gehämmert hatte. Endlich wurde die Tür aufgerissen, und sie blickte in das bärtige Gesicht des Mannes. Seine Augen funkelten, seine Hände packten sie an den Schultern und zerrten sie ins Haus.

»Bist du verrückt geworden, du kannst doch bei diesem Wetter nicht vor die Haustür gehen!«

»Sie müssen zu meiner Herrin kommen, Doktor, Sie müssen ihr helfen, das Kind zu kriegen«, stammelte Gerhild.

»Ich bin für Kälber und Schweine da, nicht für die Menschen.« Der Mann blickte besorgt, rieb sich heftig die Augen und schüttelte den Kopf.

»Sie sind der Einzige, der es hoch zu uns schafft, Sie haben ein Pferd – das wird uns tragen.«

»Weißt du, wann die Wehen angefangen haben?«

Gerhild schüttelte den Kopf. »Vielleicht vor ein paar Stunden.«

»Wie lang waren die Pausen zwischen den Wehen?«

»Es gab keine, sie hat nur noch geheult vor Schmerzen.«

Der Tierarzt gab keine Antwort mehr, er ging aus dem Raum, kam mit einem Rucksack zurück, stellte Gerhild eine Kanne heißen Tee auf den Tisch und sagte: »Trink!«

Das Pferd stand gesattelt vor der Tür. Es war ein Kaltblüter, ein mächtiges Tier, auf dessen Rücken der Tierarzt

eine warme Decke gelegt hatte. Er schwang sich in den Sattel, streckte dem Mädchen eine Hand entgegen und sagte: »Steig auf, gehen wir's an.«

Der Sturm hatte nicht nachgelassen, Windböen peitschten ihnen den Schnee ins Gesicht, im wabernden Licht der Laterne, die der Tierarzt sich angebunden hatte, sah Gerhild verschwommen die Umrisse von schwankenden Bäumen. Sie schlang die Arme um Dr. Niklas Steinrisser, drückte ihr Gesicht an seinen breiten Rücken, hörte das Keuchen des Pferdes und betete leise vor sich hin.

Das Haus lag in völliger Dunkelheit, als sie ankamen. Der Doktor stellte sein Pferd in den Holzschuppen, tätschelte ihm die Flanken, bat Gerhild, das schweißnasse Tier trocken zu reiben. Er eilte ins Haus und erschrak über die Düsternis und bedrohliche Stille.

Leises Stöhnen kam von dem Sofa, auf dem Elisabeth zusammengesunken war. Niklas ging in die Knie und ergriff ihre Hand. Elisabeth lag still, sie hatte die Augen geschlossen und atmete in kurzen Stößen. Die gefalteten Hände auf ihrem Leib zitterten.

Elisabeth versuchte sich aufzusetzen, doch er hielt sie zurück. Zart strich er über ihr Gesicht, dann über den gewölbten Leib.

»Lissi«, flüsterte er, »hast du arge Schmerzen?« Sie hielt seine Hände umklammert, und er bückte sich über sie, küsste sanft ihre Stirn. »Ich werd dir helfen.«

Elisabeth sah den Mann an, den sie liebte, aber nicht bekommen hatte, und sagte: »Niklas ... ich glaub, ich sterb.«

»So schnell stirbt man nicht. Wie oft kommen die Wehen?«

»Sie haben vor einer halben Stunde aufgehört, das Kind steckt fest, es will nicht herauskommen.«

»Wir holen es raus; wir müssen die Wehen wieder in Schwung bringen.«

Niklas stand auf, ging zur Küche, klopfte dem Mädchen auf die Schulter, das immer noch ver mummt auf einem Stuhl saß. »Heiz den Herd ein, Gerhild, mach Wasser heiß, such alle Gaslaternen, die ihr habt! Es muss schnell gehen!« Dann ergriff er sämtliche Decken und Kissen von der Eckbank, baute auf dem großen Tisch ein Lager. »Wo habt ihr die Handtücher und Bettlaken?«

Gerhild rannte die Treppe hinauf und brachte einen Arm voll Wäsche. Ihre Hände arbeiteten schnell, in wenigen Minuten entstand auf dem Tisch ein weißes Lager, das auf die Niederkunft eines neuen Menschleins wartete.

Behutsam betteten sie zu zweit Elisabeth darauf, Niklas bedeckte ihren zitternden Körper mit einem Laken, setzte sich neben sie und griff nach ihrer Hand.

»Ich werd schauen, wie es dem Kind geht.« Aus seinem Rucksack nahm er ein hölzernes Hörrohr und beugte sich über Elisabeths Leib, horchte auf die schwachen Herztöne des Kindes, die wohl bald aufhören würden, wenn er nicht schnell handelte. Es galt, Elisabeths verkrampften Zustand zu lösen, sie musste sich entspannen. Doch zuallererst musste er überprüfen, wie weit der Muttermund geöffnet war. Er sprach beruhigend auf Elisabeth ein, zog sich Handschuhe an und griff in ihren Leib. Elisabeth zuckte kaum, schien sich fernab von allem zu befinden.

Der Muttermund war weit geöffnet, Niklas ertastete den Kopf des Kindes. Und so, wie er sich um seine nieder kommenden Tiere kümmerte, behandelte er Elisabeth. Er legte eine Infusion in der Armvene an, ließ langsam Oxytocin tropfen, und innerhalb kurzer Zeit kamen

die Wehen mit Macht zurück. Die Geburt ging schnell, innerhalb weniger Minuten presste Elisabeth einen Sohn auf die Welt.

Das Kindlein wollte nicht schreien. Niklas hielt es an den Füßen hoch, Gerhild beklopfte sacht seinen Körper. Sie tauchten es in warmes und kaltes Wasser, auch das half nichts. Dann beugte sich Niklas über das winzige Wesen, legte seinen Mund auf die Lippen des Kindes und ließ behutsam seinen Atem hineingleiten. Das Knäblein wurde krebsrot, sein Körper wand sich, sein Mund öffnete sich, und dann kam endlich der Schrei.

Alle fünf Jahre hatte Elisabeth ein Kind geboren, erst Franz, dann Marta; Alfons war Elisabeths letztes Kind; er und seine Geschwister hatten verschiedene Väter.

Aus der Vogelperspektive betrachtet sah der Brandstättterhof aus wie ein kostbares Juwel. Eingebettet in die weichen Polster der Wiesen um ihn herum ruhte er wie ein Vogel im Nest. Ein Wanderer, der zufällig den steilen Weg hinauf zum Brandstätter fand, erblickte eine Halbruine kurz vor dem Zerfall. Uralte Mauern, vom Alter geschwärztes Holz, ein Dach, von dem die Ziegel rutschten, Türen, die schräg in den Angeln hängen. Doch jeder Wanderer verfiel sofort der Schönheit des Tales, ließ sich ins Gras fallen, schaute den Adlern beim Flug zu, und wie von selbst ging sein Blick in die Höhe, wanderte über die drohenden, dreitausend Meter hohen Felswände, hinauf zum Dachsteinmassiv.

Das war Elisabeths Zuhause. Und sie liebte die Berge. Doch wenn im Herbst der Schnee kam, wurde das Leben eisig und einsam, und die Familie war auf sich gestellt. Elisabeth war dann gezwungen, mit ihrem gewalttätigen Mann in der Stube zu sitzen, sie arbeitend an der Nähma-

schine, er mürrisch am Tisch hockend, wo er sich, nachdem er die Tiere gefüttert hatte, volllaufen ließ.

Ohne die Kinder hätte sie es nicht ausgehalten; der zehnjährige Franz und die fünfjährige Marta brachten Leben ins Haus, wenn sie um den uralten Eichentisch, der den Vorfahren schon vor fünfhundert Jahren gedient hatte, saßen, Mensch ärgere dich nicht spielten und sich aber doch ärgerten. Vor allem die kleine Marta, die immer zu weinen anfang, wenn Franz ihre Figuren hinauswarf.

»Spielverderberin, Spielverderberin«, spöttelte er, und Marta trat ihn mit dem Fuß.

Franz lachte sie aus, zog an ihren langen Zöpfen, kitzelte sie unter den Armen, was die weinende Marta in ein hysterisch kreischendes Kind verwandelte. Elisabeth packte das wild strampelnde Mädchen und trug es zur Tür.

Augenblicklich verebbte das Geschrei, das Kind wand sich aus den Armen der Mutter und setzte sich wieder gefügig an den Tisch.

»Mama, Mama«, bettelte Marta, »spielen wir Ich seh etwas, was du nicht siehst?«

Elisabeth nickte, und Marta ließ den Blick über das Tohuwabohu im Raum streifen, über die zwei Kommoden, auf denen Fotos standen, Zeitungen lagen, über denen uralte Bilder der Ahnen hingen, an deren Seiten Körbe gefüllt mit Stoffen und Bändern standen, über den Nähtisch, an dem die Mutter viele Stunden am Tag saß, um Bänder an die Lodenjacken zu nähen. Elisabeth strich ihr über den dunklen Haarschopf, was ein Strahlen auf Martas Gesicht zauberte.

»Ich spiel nicht mit, das ist doch für Babys«, moserte Franz, »ich geh lieber hoch und spiel mit meiner Klarinette.«

»Du bleibst, ich hab keine Lust, mir dein Gedudel anzuhören«, bestimmte Elisabeth.

Der Franz war zwar entrüstet über die Betitelung seiner Künste, doch er hielt den Mund. Sogar lächeln konnte er wieder, wusste er doch besser, wie stolz die Mutter auf ihren musikalischen Sohn war.

Und nun war also ein drittes Kind hineingeboren in das Leben auf dem Brandstätterhof.

2 Sie waren fünf Kinder gewesen und hatten in großer Armut gelebt. Elisabeth war die Zweitälteste, dann kam ein Bruder, darauf wieder zwei Mädchen. In Armut geboren zu werden war das Schlimmste, was einem passieren konnte. Die Eltern zogen die Kinder vierzehn Jahre lang auf, dann war die Kindheit vorbei, sie schickten sie in eine Lehre und waren froh, wenn sie irgendwo Arbeit fanden.

Ihren Vater kannte Elisabeth nur als alten Mann, jung und fröhlich hatte sie ihn nie erlebt. Sie wurde 1940 geboren, während des Krieges, und jedes Mal, wenn der Vater auf Urlaub von der Front kam, zeugte er ein neues Kind. Als er 1949 aus der russischen Gefangenschaft heimkehrte, traf er auf eine ausgemergelte Frau und fünf halbverhungerte Kinder.

Sie waren Bergbauern, die Kate klebte mit der Rückseite an einer Felswand, das Dach war mit Holzschindeln gedeckt, auf denen dicke Steine lagen, damit der heftige Herbstwind sie nicht vom Dach riss. Das Haus stand auf Stelzen, der vergitterte Hohlraum darunter gehörte zwei Kühen, zwei Schweinen und zehn Schafen. Die Wärme der Tiere stieg durch die Bretter ins Haus – so überlebte die Familie die kalten Winter ohne Frostbeulen. Die vier Mädchen schliefen in einem großen Bett in der Schlafstube, der Bruder im Heu.

Der Vater begann wieder mit den Holzfällerarbeiten für die Seilbahngesellschaft. Wenn er abends heimkehrte, nass geschwitzt und fahl im Gesicht, setzte er sich stumm zu ihnen an den Tisch. Die Mutter stellte eine dampfende Schüssel darauf, und der Bruder teilte jedem seinen Anteil aus. Dann flüsterten sie das Gebet, und alle

schlürften schweigend die Milchsuppe, tupften das Graubrot hinein. Satt wurden sie selten.

Als Elisabeth vierzehn war, verfiel der Vater beim Bäumefällen im Unterholz. Eine zwanzig Meter hohe Fichte fiel auf ihn und zermalmte seine Knochen. Als sie ihn nach Hause brachten, lebte er noch, aber er hatte innere Blutungen, und niemand konnte ihm mehr helfen.

Die Leiche des Vaters wurde im Schlafzimmer der Eltern aufgebahrt. Er lag auf der Wäschekommode, die die Mutter vorher in ein schwarzes Tuch gehüllt hatte. Die Fenster waren verdunkelt, und in Leuchtern flackerten zwei Kerzen.

Stundenlang stand Elisabeth neben ihrem toten Vater. Nie hatte er das Wort an sie gewandt, nie hatte er gelächelt, er aß und trank, ging weg und kam wieder. Wie hatte die Mutter das ausgehalten?

Während Elisabeth ihn so anblickte, wurde ihr bewusst, dass sie ihm ähnlich sah. Sie hatte seine gelockten schwarzen Haare geerbt, seine dunkelblauen Augen, die gerade Nase und den vollen Mund. Sie nahm seine Hand und betrachtete sie lang. Strich mit den Fingern über die dicken, harten Schwielen, zog die Hand an ihre Wange und wartete auf ein Gefühl. Aber nur Kälte kam herüber.

Als sie auf Zehenspitzen das Zimmer verlassen wollte, hörte sie von der Kommode her ein heftiges Gurgeln. Entsetzen stieg in ihr hoch, der Vater lebte ja noch! Sie verharnte wie gelähmt, wollte zur Tür, als ihr ein scharfes Zischen durch Mark und Bein fuhr.

»Mutter, Mutter«, schrie sie panisch, »du musst kommen, der Vater lebt noch!«

Die Mutter stürzte ins Zimmer, schüttelte den Vater, versuchte ihn in die Höhe zu ziehen, als sie wieder das

grauselige Gurgeln hörten. Die Mutter legte ihren Kopf auf die Brust des Vaters, horchte, ob sein Herz noch schlug, doch da war alles still.

»Es ist die Luft gewesen, die er noch in der Lunge hatte«, sagte sie leise und zog ihre Tochter aus dem Schlafzimmer.

An die Beerdigung musste Elisabeth noch lange denken. Ungefähr dreißig Holzfäller und Mechaniker, die an der Bergbahn arbeiteten, begleiteten den Trauerzug. Die Männer, die sich sonst in ihre Hirschledernen und Wollmanschetten kleideten, trugen nun schwarze Lodenjanker mit Eichenblättern auf dem Revers, statt in klobigen Stiefeln marschierten sie in ihren Haferlschuhen. Zwei kräftige Haflinger zogen den Sarg auf einem Holzfahrzeug, die Frauen trugen dunkle Tücher auf dem Kopf. Nachdem der Sarg in der Grube versenkt war, trat die Kapelle ans Grab. Vier Trompeten, eine Klarinette und zwei Posaunen spielten *Ich hatt' einen Kameraden*, laut schluchzten die Frauen. Die Mutter stand still und stumm, sie konnte nicht mehr weinen, weil sie keine Tränen mehr hatte.

Fünfzehn Jahre hatte sie einen Mann gehabt, zehn davon war er im Krieg gewesen, jetzt blieben ihr fünf halbwüchsige Kinder, die sie durchfüttern musste. Zum großen Glück benahm sich die Seilbahngesellschaft anständig; sie zahlte ihr eine Rente, mit der man zwar nicht feiern konnte, aber wenigstens überleben.

3 Niklas wusch Elisabeth, trug sie die Stiege hinauf zu ihrem Bett, zog ihr ein neues Nachthemd an. Gerhild säuberte das Neugeborene, hüllte es in eine Mullwindel und legte es ihr in die Arme. Die Herrin betrachtete das Kind im Licht der Laterne und fing zu weinen an.

»Du armer Wurm, warum hab ich dich gekriegt? Du wirst wie dein Vater werden«, flüsterte sie und schlief ein.

Bei Tagesanbruch wollte Niklas die Kinder wecken, doch als er sah, dass es immer noch schneite, ließ er sie weiterschlafen. Er betrachtete die zwei: den kräftigen Franz und die zarte Marta, die mit zugewandten Gesichtern eng umschlungen nebeneinanderlagen. Er streichelte zärtlich die schwarzen Lockenköpfe, stieg die knarrende Treppe hinab, hüllte sich wieder in seinen Umhang, kletterte auf sein Pferd und ließ es den Weg alleine finden.

Man lebt einfach nur sein Leben, dachte er. Jenes, das einem zugefallen ist, oder jenes, was man sich ausgesucht hat. Er seufzte still. Ausgesucht hat sie sich's nicht, das können nur die Männer. Den Frauen bleibt so wenig Zeit zum Suchen; es ist vorbei, sobald die Kinder kommen.

Der Südwind, der über die Alpen strich, hatte sich wie eine warme Decke auf die eingeschnitten Wiesen gelegt, und als die Wiesen plötzlich wieder grün leuchteten, glaubte man, den Schnee bloß geträumt zu haben.

Elisabeth wollte sich aufraffen, sich an die Arbeit machen, die auf sie wartete, doch ihr Körper verweigerte sich ihr. Ihr Unterleib brannte, jeder Schritt, den sie machte, war schmerzvoll, ließ ihr die Beine einknicken. Sie dachte an das Kindbettfieber, das früher so viele Frauen hinweggerafft hatte, und blieb liegen.

Das Kind, ein schwächlicher Knabe, musste sich an die Flasche gewöhnen. Gerhild, die nicht zum ersten Mal einen Säugling versorgte, füllte täglich zweimal fünf Flaschen, ging mit ihnen in den Stall und ersetzte die Schafmütter, die bei der Geburt gestorben waren. Sie klemmte sich ein Fläschchen zwischen die Beine, ließ eines der Schäfchen daran saugen, ein anderes fütterte sie mit der Hand. Im Gegensatz zu dem schwächlichen Knäblein Alfons saugten die Tiere gierig und kraftvoll. Alfons wäre ohne das ständige Anschubsen vor jedem Schlückchen glatt verhungert.

Gerhild verehrte ihre Herrin, sie war gerecht und keine Ausbeuterin. Doch mit den drei Kindern, der kranken Frau und den vielen Tieren im Stall war das Mädchen überfordert. Früh um sieben weckte sie die Kinder, zog sie warm an, bereitete ihnen das Frühstück, schmierte ihnen die Butterbrote, setzte sie in den klappri-gen alten Peugeot und brachte Marta in den Kindergarten und Franz in die Schule. Sie bettete den kleinen Alfons in einen Weidenkorb, den sie während ihrer Abwesenheit über den warmen Herd hängte. Bei seiner Mutter, die abwechselnd von Fieber- oder Kälteschauern geschüttelt wurde, wäre er erfroren.

Dem Bauer Josef waren Frau und Kind nicht wichtig. Seine Priorität galt den Schafen, die vom Berg geholt und ins Tal getrieben werden mussten, bevor der nächste Schnee kam. Es war die Stunde vor Sonnenaufgang, in der er sich mit dem Knecht Georg auf den Weg machte. Die Füße fanden ihren Weg auch im Finstern, sie stapften auf dem weichen, federnden Waldboden dahin.

Der Wald war stumm, doch mit den ersten Sonnenstrahlen begann er zu leben, die Vögel jubilierten, Rehe wechselten über die Lichtungen. Der Weg durch den

Hochwald war steil, der Atem wurde kurz, sie sprachen nichts. Einige Hektar Wald waren Josefs Eigentum, er besaß viel, war aber dennoch nicht reich. Seine Einkünfte kamen von der Pacht, die ihm betuchte Industrielle aus Deutschland für das Jagdgebiet bezahlten. Die Schafzucht brachte wenig, kostete jedoch viel Aufwand, die Wolle kaufte ihm die Lodenwalke zu schlechten Preisen ab; gäbe es den Zuschuss von der Regierung nicht, hätte er längst auf die Schafe verzichtet.

Nach stetigem, steilem Aufstieg erreichten sie zwei Stunden später die Hochalmen auf zweitausend Meter Höhe. Josef und Georg zerrten die ledernen Beutel mit der Brotzeit von den Schultern, schälten sich aus den schweren Lodenjacken, öffneten ihre karierten Hemden, die ihnen am Körper klebten, und wischten sich den Schweiß von der Stirn.

»So eine Schinderei«, fluchte der Josef, öffnete seinen Beutel und holte zwei geräucherte Würste und einen Kanten Brot heraus. Sie legten sich ins feuchte Gras, bissen in ihre Würste, tranken in einem Zug den herben Most, blickten in den blauen Himmel, über den die Schäfchenwolken ritten, und hatten nach wenigen Minuten alle Strapazen vergessen.

»Was dem Herrgott net alles eingefallen ist«, murmelte der Georg und streckte alle viere von sich.

Für den Abstieg brauchten sie doppelt so lang wie für den Aufstieg, immer wieder scherten einige Schafe aus und suchten andere Wege. Zwei trächtige Tiere legten sich einfach auf den Forstweg und wollten nicht mehr aufstehen. Als das gute Zureden und das Salzlecken nichts mehr half, hieb der Josef vor sich hin fluchend mit dem Stecken ein paarmal auf sie ein, nannte sie räudige, faule Huren. Er wusste, dass er, wenn er die ande-

ren hinuntergebracht hatte, noch einmal mit dem Traktor und dem Anhänger hochfahren musste, um die bockenden Tiere aufzuladen.

Als sie den nächsten Bogen des Forstweges hinter sich hatten, fingen die Schafe plötzlich an zu galoppieren. Die grüne, steil abfallende Wiese leuchtete durch die letzten Bäume, bekam einen goldenen Glanz. Die Tiere gebärden sich wie verrückt, machten meterhohe Sprünge, stießen mit den Hörnern zusammen, und ihr lautes, glückliches Mähen hörte man bis unten im Tal.

Josef blieb stehen, blickte grinsend und mit einer vor Stolz geschwellten Brust auf sein Eigentum: die Tiere, den Stall mit den dunklen Schindeln und sein Wohnhaus. Brandstätterhof – diesen Namen hatten die Vorfahren dem Gehöft vor vierhundert Jahren gegeben.

Damals musste es ein schmucker Bauernhof gewesen sein, doch jetzt war er verwittert, das Dach hing schief, das Holz war vergraut, die Fenster waren undicht und blinkten nicht mehr. An allen Enden und Ecken fehlte das Geld. Das Haus wirkte verwahrlost, strahlte eine Totenstille aus, die Haustür war verschlossen, kein Rauch kam aus dem Kamin.

Der Josef stieß die Haustür auf, rief nach Elisabeth, Marta, Franz und Gerhild, doch keine Antwort kam. Er fand sie in der Küche. Zusammengekauert hockten die Kinder und die Magd um den Tisch herum, der mit schmutzigen Tellern bedeckt war, und weinten. Zorn stieg in Josef auf, als er sie so sah. Er packte den Franz mit kräftiger Hand am Nacken, zerrte ihn vom Stuhl, schüttelte ihn und wollte wissen, was das für ein Zustand war.

»Die Mutter haben sie abgeholt, sie ist sehr krank, sie haben sie ins Spital gebracht«, winselte der Junge. Das Kind, das auf weitere Schläge wartete, hielt sich die Arme

über den Kopf, bückte sich, fiel auf die Knie. Der Bauer hob den Arm, wollte wieder zuschlagen, doch er wurde gebremst.

Marta, völlig außer sich, trat ihm gegen die Beine, schlug ihn mit den Fäusten, ihre Schreie gellten laut: »Du bist böse, du magst uns nicht, meine Mama ist krank, vielleicht stirbt sie.« Ihr kleines Gesicht verfärbte sich rot vor Wut. »Du bist schuld!«, stieß sie hervor, während ihr die Tränen das Gesicht hinunterrannen.

Plötzlich hörte man ein leises Greinen. Gerhild sprang auf, lief zum Herd, nahm den Säugling aus dem Weidenkorb, hielt ihn dem Vater hin. Der Josef drehte sich um und verließ die Küche.

4 Ihre knapp zwei Jahre ältere Schwester Helene war seit einem Jahr aus dem Haus. Sie arbeitete als Dienstmagd im Pfarrhaus, hütete des Pfarrers vier Kinder. Wenn sie alle zwei Wochen nach Hause durfte zur Mutter und ihren Geschwistern, erzählte sie von ihrem Tagesablauf. Von sechs Uhr morgens bis abends sechs Uhr hatte sie Dienst, manchmal auch länger, wenn die Frau des Pfarrers, eine wahre Matrone, nach Salzburg zu ihren Freundinnen fuhr. Helene wechselte dem Jüngsten die Windeln, fütterte ihn, kümmerte sich um die ständig greinende Dreijährige, brachte die älteren Geschwister zur Schule, wusch ihnen die Wäsche, half der Köchin in der Küche. Und wenn die Kleinen in der Nacht schrien, war sie es, die die Kinder wiegen musste.

Elisabeth hatte anderes im Sinn. Sie bat die Mutter, auf die Haushaltsschule in Öblarn gehen zu dürfen. Die Mutter wollte ihr das aus dem Kopf treiben, doch Elisabeth blieb stur.

»Mutter, mir reicht das nicht, was die Helene tut, ich muss weg von hier, ich werd's dir vergelten.«

»Vergelten mit was? Glaubst du, dass du einen reichen Mann kriegst wie deine Tante?«, spottete die Mutter.

Elisabeth dachte häufig an die reiche Tante Irma. Die Schwester der Mutter hatte Glück gehabt, war vom Besitzer der Lodenwalke zur Gemahlin erkoren worden, der ihr acht Kinder gemacht hatte, jedes Jahr eines.

Aber Glück kommt nicht von allein, dachte Elisabeth. *Auch wenn es noch so fleißig ist – ein hässliches Mädchen hat selten Glück*. Allerdings war sie kein hässliches Mädchen, und sie wusste um ihre Schönheit; jetzt schon erkannte die Vierzehnjährige, dass ihr mit ihrem guten Ausse-

hen wohl die einzige Chance geschenkt worden war, im Leben vorwärtszukommen.

Nach vielem Betteln stimmte die Mutter zu, und Elisabeth begann ihre Ausbildung in Öblarn. Sie gehörte zu den vierzig Mädchen, die die Haushaltsschule besuchten. Zu viert schliefen sie in einem Zimmer, standen um sechs Uhr morgens auf und wurden täglich acht Stunden unterrichtet.

Noch nie in ihrem Leben hatte Elisabeth so viel Platz gehabt. Hier konnte man aufrecht gehen, musste nicht ständig geduckt durch die kleinen Zimmer huschen; ihr Bett war größer als das, in dem sie zu viert mit den Schwestern geschlafen hatte. Die vielen Fenster im Haus waren riesengroß, die Decke konnte man nicht greifen, und wenn sie zum Fenster hinaussah, wurde ihr schwindlig, so tief unten lag die Erde. Draußen auf dem großen Platz standen viele Bäume, ein Springbrunnen plätscherte, die Menschen waren klein, nicht wie Ameisen, eher wie Enten. Die Baumkrone einer Linde stand direkt vor ihrem Zimmer; wenn Elisabeth sich hinauslehnte, konnte sie die Blätter fassen.

Im Augenblick blühte die Linde, ihr betäubender Duft stieg durchs Fenster, füllte den Raum mit einer schwindelerregenden Süße.

Blickte Elisabeth weiter, sah sie den Fluss, die Enns, die schnell floss, an deren Ufer man sich an den Sonntagen in den kleinen Sandbuchten sonnen konnte. Schwimmen konnte sie nicht, aber im Wasser toben schon. Sie und ihre Freundinnen wurden neugierig von den jungen Burschen betrachtet, die erst zögerlich, doch nach und nach immer mutiger Wasserschlachten mit ihnen veranstalteten.

Elisabeth fiel alles leicht. Begierig wie ein trockener Schwamm sog sie alles in sich hinein, was man ihr bei-

brachte, spürte zum ersten Mal in ihrem Leben, was Ehrgeiz ist, was ein Mensch leisten kann, wenn sein Geist motiviert wird. Sie lernte alles übers Kochen und Wurstmachen, über Kindererziehung und den Umgang mit Dienstboten, das Anfertigen und Behandeln des Bettwerks einschließlich der Matratzen, das Nähen, das Reparieren von Geräten, das Färben von Textilien und Kleidung, das Tapezieren, den Anstrich von Politur und Möbeln, über die Ungezieferbekämpfung.

Am Anfang schwindelte Elisabeth der Kopf, nie glaubte sie, dass sie all diese Aufgaben bewerkstelligen könnte, doch den anderen Mädchen schien es ähnlich zu gehen, und die Angst wich einer großen Begeisterung. Elisabeths Vorstellungen und Gedanken erweiterten sich, sie war neugierig auf die Zukunft und was sie ihr nach so einer umfangreichen Ausbildung zu bieten hatte.